

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 12 (1908)

Artikel: Das Gaiserbähnli [Fortsetzung]

Autor: Federer, Heinrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573738>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Emil Nolde.

Mit Wiedergabe zweier Radierungen des Künstlers.

Emil Nolde, von dem wir heute zwei Radierungen veröffentlichen, gehört zu jenen Künstlern, deren Namen in Deutschland in den letzten Jahren viel genannt worden ist. Noch ist sein Platz ein umstrittener, noch lösen seine Werke neben mit-schwingender Freude erbitterte Angriffe aus. Es geht ihm wie jener Kämpfergeneration des neunzehnten Jahrhunderts, wie einem Manet, Cézanne, van Gogh in Frankreich, einem Hans von Marées oder Leibl in Deutschland, die, missverstanden in ihrem Wollen, ihre besten Werke geschaffen haben im Kampf gegen die Außenwelt. Neuland haben diese in ihrer Art so verschiedenem Künstler geschaffen, und ihre unmittelbare Art zu gestalten war es, die dem an die Schnürbrust der Akademiker gewöhnten Publikum den Zugang erschwert hat.

Reine, glühende, leuchtende Farbe ist das Geheimnis von Noldes Bildern. Wir spüren das weiche Tonbad der Atmosphäre, die Menschen und Dingen ihr Eigenleben nimmt, sie zum Akkord werden lässt, der restlos im All der Natur aufgeht, das Rießende der Sonnenstäubchen, die sengende Glut des Sommers, den schneidend Frost des winterlichen Tages. Die Motive sind einfach: das leuchtende Meer bei Sonnenuntergang, eine Kapelle, tief ins Wasser hineingebaut, ein Segler in der Ferne, ein flimmerndes Badehäuschen am Ostseestrand, schlanken Birken im Schnee, Frühlingssehnsucht liegt in der Luft mit ihrem prickelnden, scharfen Reiz. Im Korn steht ein junges Paar; um sie flimmert und sprüht es von Farben, sengende Hitze schwingt. Aus den nordischen Bauerngärten schafft Nolde ein neues Reich märchenhafter Schönheit. Den Willen der Pflanze zum Licht, das Geheimnis im dunkeln Stern der Anemone, das Feierliche in der hochgereckten schlanken Lilie — diese ganze strahlende Schönheit wird hier eingefangen. Und über die gewundenen Gartenwege schreitet eine Frau in weißen Gewändern, neigt sich zu den hochstieligen Lilien, zu den rot strahlenden Rhododendron, sie gehört der gleichen Welt an wie die Blumen und ist wie sie absichtslos. — Am Wasser schreiten Zwei in einem beglückten Sichfinden, die Luft mit ihren perlmuttern Tönen ist mild wie ein Rosenblatt, liebkosend wie eine weiche Frauenhand. Hochstielige Rosen breiten ihre Fangarme um ein niedriges Bauernhaus — überall die feierliche, unentweibte Stille der Natur!

Das Gefühl in seiner leichten Nacktheit oder brutalen Gewalt, frei von allem Konventionellen, sucht Nolde im Bilde festzuhalten. Der Natureindruck wird in malerisches Temperament umgesetzt, Form durch Farbe ausgedrückt, und das Erleben des Künstlers vor der Natur ist ein so intensives, daß

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

er eine neue Sprache findet, um auszudrücken, was ihn erfüllt. Restlos wird das Objekt überwunden, „wie die Flamme den Dach verzehrt“; es steht der „Wirklichkeit“ sehr fern und wird zu einem neuen Wesen von Künstlers Gnaden.

Der Graphiker Nolde geht kraft den der Radierung, dem Holzschnitt, der Lithographie eingeborenen Gesetzen andere Wege als der Maler. Vielleicht erreicht er in einzelnen Blättern dank der den Schaffensprozeß aussöndenden Schwarz-weißkunst noch unmittelbarere Wirkungen. Der Künstler hält in seinem reichen graphischen Oeuvre, das jetzt schon an zweihundert Nummern zählt, auf Reinheit des Stils und findet dabei immer neue Kombinationsmöglichkeiten. Vom Reichtum seiner Radierungen und ihrer malerisch-farbigen Pracht geben die abgebildeten Motive aus St. Gallen und vom Seetalsee in ihrer Hell-dunkel-wirkung eine Vorstellung. Der Platz in St. Gallen macht allein infolge des gewählten, rechts und links in schwingender Kurve begrenzten und nach hinten durch eine Häusergruppe abgeschlossenen Raumabschnittes einen höchst bedeutenden Eindruck. Der tiefe Ton des Felsgesteins und der gegen den Horizont wie seltsame Flammen aufsteigenden Fichten, die den Seetalsee einschließen, erhöhen seine phantastische Wirkung. Ein Schauplatz für geheimnisvolle Geschehnisse scheint hier geschaffen.

Nolde ist Schleswig-Holsteinischer Bauerndohn und ist aus eigener Kraft und unter schweren Kämpfen seinen Weg gegangen. In den neunziger Jahren hat er längere Zeit in der Schweiz gelebt und war als Zeichenlehrer am Gewerbemuseum zu St. Gallen tätig. Solange ihm das Pensum, das er zu lehren hatte, Mühe machte und er sich durch Selbststudium auf den Unterricht vorbereiten musste, währte auch seine Freude an der Arbeit — im Augenblicke, wo das Problem für ihn gelöst war und das mechanische Einerlei begann, erschien ihm die Tretmühle unerträglich. Er mußte sich frei machen von Berufspflichten, um allein seinem Künstlerium zu leben. Und doch waren die Eindrücke, die ihm in der Schweiz geworden sind, bestimmd für sein Werden. Er selbst schreibt darüber: „Es war ein wunderbares Wechselspiel, als ich aus der Großstadt — Berlin — in die Schweiz überstiegle und viele freie Tage und Wochen in der großen Natur weilen konnte. Ich liebte vor allem die Natur von dort an, wo die Gletscher beginnen, und aufwärts zu. Einige der glücklichsten Stunden meines Lebens und ans Phantastische grenzende Schönheiten habe ich dort oben verlebt und die vielen Hochtouren (Besteigungen von Tödi, Jungfrau, Matterhorn und Monte Rosa) sind unvergessliche Lebenswerte...“

Dr. Rosa Schapire, Hamburg.

Das Gaiserbähnli.

Nachdruck verboten.

Verschmitzte Kulturbildchen aus Außerrhoden. Von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Auch Innerrhoden, Glarus, Uri und die beiden Unterwalden haben ihre Landsgemeinden. Jeder eignet etwas Besonderes. Malerischer geht es auf dem Landenberg zu Sarnen, lebhafter und gesprächiger an der Aa bei Wylen zu. An Ernsthaftigkeit und Feierlichkeit übertrifft die von Außerrhoden alle schweizerischen Volkstagungen. Man stelle sich den Platz von Hundwil vor! Zuerst die einfache weißgraue Kirche, dann eine Reihe heller vielfenstriger Häuser mit hohen Giebeln, woran sich uralte, braunholzige, mit Lauben befrannte Wohnungen reihen. Das begrenzt den Platz nach drei Seiten und erleuchtet ihn gleichsam mit seinen vielen Scheiben, seinen Fenstern blickenden Frauen und gierigen Knabenaugen. Auf der vierten Seite steigt ein weicher grüner Hügel zu den Wältern empor. Hier oben stand ich und

verfolgte unter viel zuschauendem Volke, das nicht mitstimmen konnte, die herrliche Tagung. Zehntausend Männer auf dem engen Platz, in schwarzen Kleidern, schwarzen Hüten, den Säbel an der Seite. Eine Tribüne ragt aus dem Gewühle wie eine Insel. Von Pfeifern, Trommeln und schmetternden Trompeten begleitet zieht die Regierung zwischen altschweizerischen Pluderhosen und würdigen Weibelmanteln auf das Gerüste. Die eidgenössisch und standesbrüderlich stolze Begrüßung, die Reden, die Wahlen, die Gesetzabstimmungen beginnen. Alles ernst, großartig, kühl, wie in einer Kirche. Und doch ist man im Freien, und es fallen lustige Flocken, oder es summen schon Melissen und flattern leichtsinnige Falter über die Köpfe, die Sonne lacht so eitel, und die Schlüsselblumen nicken so lockt, alles in der Natur will Dummheiten

treiben; aber diese Männer lassen sich nicht beirren, wie Roms Senatoren tagen sie mit unantastbarer Würde.

Man denke sich ein Stillschweigen von Zehntausenden und ein Händerheben von Zehntausenden, beides noch viel gewaltiger als Ruhe und Rauschen in einem Hochwald! Man denke sich das herrliche, jauchzende Ja, aber auch das enge, furchtbare, tödliche Nein so vieler! Jüngling, der du neben mir auf dem Hügel standest und in dieses unzählige ehrwürdige Regieren hineinsahst, blieb dir nicht auch bis heute davon ein unauslöschlicher Eindruck? Besonders jenes Lied vergesse ich nie mehr, das ich da von zehntausend Männern singen hörte, jenen göttlichen Psalm, den ein Bergmagister in seiner engen Schulmeisterstube erfunden und vertont hat und der wie kein anderer Eidgenossensang voll Majestät erdauf gen Himmel braust. „Alles Leben strömt aus Dir!“ — Wer die langsame Stattlichkeit dieses Liedes und das Magistrale der Tagung sieht, der würde hinter diesem Volke nicht die Beweglichkeit suchen, die ihm daneben eigen ist. Freilich, wer tiefer schaut, bemerk't doch auch am heimlichen und mehr innerlichen Wesen der Landsgemeinde etwas Flinkäugiges, Flinkgeistiges, so konservativ auch oft die Entscheide dem Fremden klingen!

Gaiserbähnlein, Gaiserbähnlein, an jenem Tage hast du Arbeit in Fülle Faßt bringst du deine wehrhaften

Bürger nicht unter, geschweige denn das junge Bubenvolk, das voll Begeisterung mitläuft, um rechtzeitig zu lernen, wie man tapfer ja und noch tapferer nein sagt, wie man wählt, aber auch, wie man sich wählen läßt, wie man die Rede des Landammanns anhört, doch auch, wie man sie noch lauter, noch beherzter, noch mächtiger hielte. Neben mir stand ein hochgewachsener Jüngling. Seine Stirne sah hart, sein geschrückter Mund eigenwillig, sein Auge goldbraun und zündend aus. Man konnte denken, er stamme von einem der alten regierenden Geschlechter ab. Wie ein junger Cäsar begleitete er mit gebieterischen Handbewegungen und Stirnerunzen die Demokratie, die sich zu seinen Füßen abspielte. Jüngling, Jüngling, ich würde mich nicht wundern, wenn du einst selber dort oben auf der Tribüne ständest, hoch wie ein Riese, mit langem Frack und seinem Zylinder, und deine Mitbürger mit großer Amtsgewalt ansprächeinst! Aber du hast die Stirne gefürchtet, als dir etwas nicht gefiel, was den Zehntausenden behagte. Jüngling, merke dir beizutzen, daß dein Ländchen Diener, keine Könige braucht! Die Tage, wo ein paar Mächtige des Landes den Ton angaben, die Tage der übermächtigen Zellweger, Geiger, Suter sind vorüber! Das ganze Volk will regieren! Und merke dir, daß vor diesem Volke der Landammann sein Haupt entblößen muß!



Am Seealpsee. Nach der Originalradierung (1906) von Emil Nolde.

8. Der Appenzeller Witz.

Gaiserbähnlein, hast du diese Jungen nicht gar zu gern? Du solltest nicht dulden, daß sie den Alten gleich am Landsgemeindesonntag schon die tiefsten Humpen leeren und zur Ehre des Vaterlandes, diese Knirpse, ganze Schachteln Zigaretten abbrennen, sogar in deinen Nichtrauchercoupés! Aber freilich, diese Jungen machen dir Spaß! Nur schon ihre Wiße! Es funkelt und blitzt davon durch allen Tabakqualm...

Es gibt keine schlagfertigere als so eine Appenzellerlippe. Schon die Jüngsten hauen und stechen. Aber erst die Erfahrenen, Weltklugen! Weltberühmt sind ihre Wiße. Und dem Gaiserbähnlein geht nichts über einen guten Witz. Hier und da macht es selber einen, fährt aus lauter Schalkheit einmal aus den Schienen oder bleibt einfach im Schnee stecken. Unleugbar, das sind gute Wiße! Das ganze Vaterland muß darüber lachen!

Einmal wurde dem Bähnlein gesagt, es habe nichts von einer großen Weltlinie à la Pacific-Bahn an sich. Was tut unser Bähnlein? Gleich bringt es ein Eisenbahnunglück fertig, einen ganz richtigen Putsch mit verbogenen Wänden, eingerannten Pfosten, zertrümmerten Söhnen und eingedrückten Menschenrippen. „Da habt ihr's!“ sagte es. „Bin ich nicht eine Bahn wie irgend eine, fähig zu allem?“ — Das war kein übler Witz. Seit jenem Tage leugnet niemand mehr, daß das Bähnlein alles kann, was eine große, internationale Linie.

Aber über den Appenzeller Witz sind das Bähnlein und ich im übrigen ungleicher Meinung. Mich dünkt nämlich, er komme aus dem Kopfe, nicht aus dem Herzen. Wie ein Blitz schießt er dem Appenzeller aus dem harten Schädel. Es liegt keine Wehmutter, keine Finnigkeit, nichts Gemütliches darin. Er ist höchst verständig, überlegend und sucht mit Wortkniffen und geistigen Finten zu packen. Vor allem zu spotten und auszulachen. Hier und da tut er sogar weh wie ein Nadelstich oder selbst wie ein Hieb mit einem Fleuret. Er ist die gefährlichste Waffe der Appenzeller. Wer über ihn verfügt, ist in der Kaserne zu St. Gallen, an den Volksversammlungen und bei den Mädchen schier allmächtig. Je ernster man dagegen kämpft, desto plumper und lächerlicher wird man. Das Klügste ist mitzulachen und sich die Schmerzen nicht merken zu lassen. Zu Hause kann man sich die Wunden ja dann verbinden.

Ein Volk, bei dem das Herz vorherrschte, könnte unmöglich diese oft harten, mitleidlosen, jedenfalls trockenen und scharfen Sprüchlein erfinden. Aber wo ein heller, fröhlicher Verstand Meister ist, wo seine zwei Diener, flinke Beachtung und flinke Lippen, ihn so treu bedienen, da muß diese lachende, spottvolle Kunst gedeihen.

Gaiserbähnlein, habe ich recht oder nicht?

Und noch etwas: Sind deine Landsleute etwa tief geartet? Gehen sie in die Abgründe der seelischen Empfindungen? O, nein! Sie scherzen geradezu mit dem Leben. Es ist mehr leichter Verchentriiller als Nachtigallenschlag in ihrem Lied. Die Tanzmelodie und der Södler geht allen andern Weisen vor.

9. „Champagner im Eis“.

Hier halte ich inne: die Sache ist schwierig. Ich möchte reden, wie ich denke, aber dich, liebes Bähnlein, beileibe nicht erzürnen. Denn ich will noch oft mit dir des freundlichen Weges fahren. Dann möchte ich keine

unwirsche Miene sehen oder gar Gefahr laufen, von dir irgendwo ins Rotbachobel geworfen oder an eine Nagelfluß gequetscht zu werden. Wir können doch zwiefach denken, aber gemeinsam lieben. Was ich sage, ist nur meine Red'; andere werden höflicher und zierlicher von euch urteilen.

Mich dünkt nämlich, ich wiederhole das Bild, der Aufzerröhödler gleiche dem Champagner. Regungslos ruht er im Eis. Es braucht Gewalt, bis er aus seinem kühlen Schweigen feurig auffähnelt. Aber in einer jähnen Freude, einer raschen Aufregung knallen die Pferopfen und rauscht der wilde Schaum über die Hälse. Alles ist nun Lied, Witz, eitel Fröhlichkeit. Man tanzt und schwärmt, fiebelt und steht den Säntis im Festglanz wie einen großen Haufen ungemünzten Goldes vor sich lagern. Man schwört die Sterne und die Seligkeiten der sieben Himmel herunter auf seine Genossen, und üppig wallt das Gefühl der Liebe und Freundschaft und Kollegialität über die Häupter.

Aber wenn der glorreiche Tropfen verschäumt ist, erwacht die alte kluge Müchterheit wieder. Man hört wieder hämmern in der Schmiede, kneten beim Bäcker, Federn kribbeln in der Amtsstube, spulen und weben und sticken in der Fabrik und zwar noch eifriger und umsichtiger nach dem Champagner als vor dem Champagner. Sieh da, der Aufzerröhödler!

Oder: er sagt ein Ja, ein freudiges, herrliches, alle Ungewissheiten verscheuchendes Ja. Ja, wir probieren das, wir wagen das, wir besteigen diesen Gipfel, ja, wir halten zusammen durch Dick und Dünn. Der Fremde sieht die Augen glänzen, diese Lippen schwollen, diese biegsamen Muskeln sich tatengelüstig spannen, und in solcher Kameradschaft scheint ihm kein Berg unersteiglich, keine Freundschaft zerbrechlich, kein Glauben und kein Vertrauen erschütterlich.

Aber sieh, da kommen kleine Wolken über den Säntis her! Graue Dünste ziehen vom Rheintal herauf. Die Sonne weicht, die Landschaft verdüstert sich. Auf einmal nimmt alles eine trübe, schier unheimliche Farbe an. Und das sonnige Ja fängt auch an, mit Wenn und Aber zu feilschen, spinnt sich und vernebelt sich in tausend Bedenklichkeiten, und der vertrauensselige Fremde, der diese Art noch nicht gekannt hat, muß froh sein, wenn er, am Herzen ärmer, aber um eine Erfahrung reicher, wieder mit dir, liebes Bähnlein, hinfahren kann, woher er gekommen ist, ohne zu tiefe Wunden erlitten zu haben.

Du darfst mich nicht mißverstehen, Bähnlein! Im Handel und Wandel, da seid ihr ernst und haltet tapfer Wort. Aber ich meine in Dingen, die man nicht wägen kann, die dem Verstände sich entziehen, die nicht zur groben Epik, sondern zur feineren Lyrik des Lebens gehören, da habt ihr das leichte, schwankende Wesen eurer Lust, die bald warm, bald kalt weht, bald hell, bald düster erscheint, die mitten im Hochsommer Schnee und gleich wieder afrikanische Hitze bringen kann. Da ist auf euch kein Verlaß. Euch selber aber bleibt ihr wunderbar treu, stetig und fest wie eure Berge.

So seid ihr beharrlich und launisch, knapp und wortschnell, verschlossen und jodelfroh, kalt und lustig, bedächtig und schlagfertig, weltaffrig und fremdenscheu, scheinbar voll von Widersprüchen und doch so einheitlich und einfach... So seid ihr!



Kaiserin Faustina im Junotempel zu Praeneste.

Nach dem Gemälde (1881) von Albert von Keller, Berlin.

Phot. Franz Hartmann, München.

Euere Unabhängigkeit habt ihr euch selbst geschmiedet. Mit den Innerröhrlern habt ihr die äbtischen und herzoglichen Feinde hübsch die Halben hinuntergejagt. Später trennten sich dann die uralten Gemeinden aus konfessionellen Gründen. Und nun das Seltsame: nie hat der

Außerröhrlor Wehmut nach der alten Gemeinsamkeit, nie ein brüderliches Heimweh nach den Geschiedenen verspürt. Kein Lied oder Gedicht aus jener einträchtigen Zeit lebt im Erinnern des Volkes, nicht einmal die sonst alles so gern überwuchernde Sage!

(Fortsetzung folgt).

Im Reich der Toten.

Ein Gang durch die Friedhöfe des Orients.
Mit zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Nachdruck verboten.

Nicht nur in seinen Göttern, wie Schiller in seiner Vorlesung über das Studium der Universalgeschichte so trefflich ausführt, sondern auch in seinen Toten malt sich der Mensch. Ein weitgereister Mann sagt: wenn er in eine ihm unbekannte Gegend komme, pflege er zuerst die Friedhöfe zu besuchen, um aus ihrem Stand auf die Bewohner der Gegend seine Schlüsse zu ziehen, und das darauffolgende Studium der Lebenden habe ihn nur selten veranlaßt, seine vorgefasste Meinung zu ändern. Und es ist gewiß wahr: Wer die Toten achtet, der achtet auch die Lebenden; wer ihnen gegenüber pietätig ist und ihre Stätten verwahrt, der wird auch seinen Mitmenschen gegenüber mehr egoistisch als altruistisch erscheinen.

Aber nicht nur einzelne Menschen und Gemeinden, auch ganze Völker und Rassen spiegeln sich in ihren Totenfeldern. Man vergleiche etwa einen nordischen Kirchhof mit einem Camposanto in Italien. Dort mehr der kalte Sinn für gerade Reihen und gute Ordnung, hier die malerische Unordnung; den Wohnungen der Lebenden entsprechen auch die Stätten der Toten. Oder man steige vom berühmten, mit Marmor übersäten Totenfeld der Genuesen hinab zum daran anstoßenden stillen Garten, in dem die meist deutschen, englischen oder schweizerischen Protestanten in Genua ihre Toten zur letzten Ruhe betten, und man wird den großen Unterschied erkennen. Der Italiener mit seinem offenen Herzen stellt seinen lauten Schmerz und seine Tränen in Wort und Bild zur Schau; der Sohn des Nordens offenbart dem Fremden meist nur den Namen dessen, um den er trauert, den Schmerz um ihn verdeckt er in die Brust, und auf die Gräber pflanzt er Trauerweiden, die um Stille bitten.

Anders sind die Kirchhöfe auf dem Lande, anders in den Städten; aber überall charakterisieren sie die Lebenden. Pfarrer A. Altherr erzählt in seiner „Amerikafahrt“, wie ihm in New-York ein Zeitungsbredaktor zwei seiner Kollegen vorstellte, indem er lachend den Deckel von zwei ehemals Büchsen hob, in denen ein Häuflein Asche lag. Kann der pietätlose Yankee wohl besser gekennzeichnet werden, als er es hier selbst getan hat?

Die fortschreitende Zivilisation, die die Menschen so leicht begehrlich macht und oft in eine rücksichtslose Jagd nach Geld und Macht ausartet, die hat allerdings meist wenig Zeit für die Toten, die man gern den Toten überläßt. So ist es natürlich in den großen Städten. Wo der Mensch am Menschen achtlos vorübergeht, sollte er sich da gar um die unbekannten Toten kümmern! Im Dörfchen, auf dem Lande draußen, da folgt wohl noch gemäß der guten alten Sitte aus jedem Hause ein Familienglied dem Toten nach der letzten Ruhestätte, nachdem die Kirchenglocken die Todesnachricht verkündet haben; in der Stadt aber sendet man geschäftsmäßig eine bedruckte Karte zur Kondolation und geht dem Memento mori ängstlich oder geärgert aus dem Wege, wenn es in Gestalt eines Leichenwagens durch die Straßen zieht, und wer bei vielen als rücksichtsvoll gelten will, der muß seine vom Todesengel abberufenen Angehörigen so unauffällig als möglich auf eines der weit vor der Stadt liegenden Gräberfelder bringen.

Ganz anders der Orientale. Bei ihm genießt der Tote noch seine alten durch Religion und Sitte gehelijgten Rechte. Auch hierin ist der Orient ein Spiegelbild Europas, wie es

im Mittelalter war. Wer das Leben und Treiben unserer Vorfahren zur Zeit der Kreuzfahrer sehen will, der gebe heute nach Stambul oder Damaskus. So, wie er dort die Handwerker auf offener Straße ihr Gewerbe ausüben sieht, so machten es zu ihrer Zeit auch ein Hans Sachs und die andern Meister des ehr samen Handwerks in Nürnberg und Augsburg und Basel und Zürich. Und mitten unter den Lebenden wohnen dort, wie im Mittelalter bei uns, auch die Toten. Zwar verschwinden in jenen Städten des Orients, in denen sich der europäische Einfluß immer mehr und mehr gesteigert macht, die Friedhöfe im Innern der Städte und werden durch solche vor den Mauern ersezt, wie sehr sich auch die Sotsas dagegen auflehnen, daß die Ruheplätze der Verstorbenen in Straßen oder gar in Promenaden für die von ihnen ebenso sehr gehaßten als gefürchteten Giaurs verwandelt werden. Jene unvergleichlichen Gärten Peras, die auch einem Nord-europäer den Sommeraufenthalt am Goldenen Horn angenehm gestalten, waren einst Friedhöfe, deren Frieden heute allabendlich durch irgend eine böhmische oder ungarische Musikkapelle und das Lachen der Levantinerinnen gestört wird.

In den Türkenvierteln findet man aber noch jetzt gar oft mitten im Värm der Gasse in einem unbenützten Winkel oder auf einem Platz zwischen den Häusern eine Gräberreihe, die der Moslem nicht ohne Absicht dort angelegt hat. Sie sollen für ihn ein Mementi mori sein, ihn mitten im Strudel geschäftlichen Treibens an sein Ende und an die Nichtigkeit des Irdischen mahnen und frühzeitig Ergebung in Allahs Ratsschluß in ihm wecken. Der Tod soll mitten ins Leben der Menschen hinein seine Warnung senden, und so senden denn auch von den schönsten Punkten, den aussichtsreichsten und also auch im weitesten Umkreise sichtbaren Hügeln und Höhen der Städte und Dörfer die weißen Marmorsteine ihre Botschaft in die Welt hinaus. Wiederum ein Berührungs punkt mit dem abendländischen Mittelalter, das die schönsten Aussichtspunkte der Städte mit dem Galgen krönte, der dort den zweifachen Zweck erfüllen sollte: erstens abzuschrecken vor dem Frevel und zweitens — entsprechend dem grausamen „Christentum“ der Inquisitoren und Henker Richter — dem armen Sünder den Abschied von der schönen Welt, die sich vor seinem letzten Blick ausbreitete, doppelt schwer zu machen.

Der größte und schönste, berühmteste und erhabenste Friedhof aller türkischen Friedhöfe ist der zu Skutari am astatischen Ufer des Bosporus, dem wir nun zunächst einen Besuch abzustatten wollen (s. Abb. 1).

Von der Sultan Balde-Brücke aus, die Stambul mit Pera-Galata verbindet, führt uns ein kleiner Hafendampfer zunächst durchs Goldene Horn hinaus und hierauf am Leander- oder Mädchenturm an der Miniaturinsel Damalis vorbei über den Bosporus hinüber nach dem astatischen Stadtviertel Konstantinopels, Skutari oder Uesküdar, wie es die Türken nennen. Wir halten uns aber nicht lange in den Mauern der Stadt auf, trotzdem sie manche sehenswerte Moschee und Tiefte (Kloster der Derwische) zählt, die indes eben der Friedhof alle an Ruhm und Interesse weit überragt. Über eine Stunde lang und mehr als eine halbe Stunde breit zieht sich das ungeheure Gräberfeld von Skutari bis nach Haider-Pacha, dem Ausgangspunkte der Anatolischen Bahn. Von den benachbarten Höhen des Bul-